

MATTHIAS BAHR | ULRICH KROPAČ | MIRJAM SCHAMBECK (HG.)

Subjektwerdung und religiöses Lernen

Für eine Religionspädagogik,
die den Menschen ernst nimmt

Kösel

»Die Frage nach Gott? – Längst beantwortet!« (H.-J. Ortheil)

Religionspädagogische Reflexionen über literarische Spuren von Kindertheologie

GEORG LANGENHORST

»Kindertheologie« bleibt auch nach der Etablierung des »Jahrbuchs für Kindertheologie« (2002), nach engagierten Plädoyers und zahlreichen empirischen Untersuchungen umstritten: Was soll dieser Begriff, was das Konzept? Selbstkritisch fragt Anton A. Bucher im programmatischen Eröffnungsaufsatz des »Jahrbuchs«: Ist das bloße »Provokation«, naiver »Romantizismus« oder der Aufbruch in ein grundlegend »neues Paradigma« religionspädagogischer Reflexion (Bucher 2002, 9)? Nur geringer prophetischer Weitblick ist von Nöten um zu prognostizieren, dass die Debatte über Sinn, Nutzen und Erkenntnisgewinn dieses Konzeptes sich in den nächsten Jahren noch intensivieren wird. Dass und wie Kinder als kreative Konstrukteure ihrer eigenen Wirklichkeit, gerade auch ihrer religiösen Wirklichkeit gelten können, lässt sich dabei nicht nur aus Befragungen, Beobachtungen oder Bilddeutungen (Hilger/Rothgangel 2000) erschließen, sondern auch aus einem Medium, das bislang in dieser Diskussion noch kaum zu Wort kam – der Literatur. Geradezu auffällig, wie oft in den letzten Jahren literarisch verkleidete Autobiographien erschienen sind, in denen im Rückblick und in künstlerisch verfremdeter Gestaltung auch der religiöse Werdegang in »neuer Unbefangenheit« (Langenhorst 2002) geschildert wird. Diese Spur soll hier aufgenommen, exemplarisch dargestellt und – als Sonderfall für den Bereich des »ästhetischen Lernens« (vgl. Hilger 2001) – für den religionspädagogischen Diskurs sowie für konkrete Lernprozesse in Religionsunterricht oder Erwachsenenbildung fruchtbar gemacht werden.

Zwei Vorbemerkungen zum rechten Verständnis: Wenn in diesem Ansatz »Schriftsteller als Sprachlehrer der Gottesbeziehung« vorgestellt werden, dann jenseits der vorschnellen Verzweckung und ungebührlichen Vereinnahmung von Kunstwerken. Vielmehr wird eine transparent benannte Fragestellung an eigengesetzliche literarische Texte herangetragen in klarer Trennung von Perspektivität und Autonomie des Textes (differenziert begründet in: Langenhorst 2003,

14ff). Zum anderen kann es sich bei den dichterischen Quellen nicht um »authentische Zeugnisse« für Kindertheologie handeln, geht es doch um beobachtete, erinnerte, gedeutete, gefilterte, und vor allem literarisch-stilistisch bewusst gestaltete Texte. Nur – sind nicht letztlich alle Zeugnisse für Kindertheologie genau das: von Erwachsenen und für Erwachsene beobachtete, gedeutete und sprachlich formalisierte Zugänge? Die literarischen Texte verdeutlichen so in besonderer Weise die Problematik, welcher Grad an Authentizität Zugänge zur Kindertheologie überhaupt jemals auszeichnen kann.

1 *Kindertheologie literarisch – Hanns-Josef Ortheil: »Lo und Lu«*

Mehrere romanhaft verkleidete Autobiographien der letzten Jahre könnten als fruchtbare Zugänge zu unserer Fragestellung herangezogen werden. Die Erzählungen des Büchnerpreisträgers *Arnold Stadler* etwa (z.B. »Ich war einmal«, 1989; »Meine Hund, meine Sau, mein Leben«, 1994); *Ulla Hahns* Erfolgsroman »Das verborgene Wort« (2001); oder *Christoph Meckels* Abrechnungsbuch »Suchbild. Meine Mutter« (2002). Ich wähle *Hanns-Josef Ortheils* Buch »Lo und Lu« (2001), weil in diesem – laut Untertitel – »Roman eines Vaters« die Erinnerung an das eigene Aufwachsen mit der Beobachtung des Aufwachsens der eigenen Kinder verbunden wird.

Ortheil, 1951 in Köln geboren, aufgewachsen in Mainz und Wuppertal, lebt seit vielen Jahren als freier Schriftsteller in Stuttgart. Sein umfangreiches und zunehmend anerkanntes Werk bis hin zum Erfolgsroman »Die große Liebe« (2003) widmet sich zum einen der Annäherung an große Künstler in historischen Romanen, zum anderen der literarischen Aufarbeitung der eigenen Biographie, die für ihn zum Spiegelbild der gesellschaftlich-politischen Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland wird. Im Rahmen dieses Projektes drängt sich in den letzten Jahren immer wieder das Thema »Religion« in den Vordergrund. So kann man in dem tagebuchartigen Skizzenbuch »Blauer Weg« von 1996 überraschende Selbstbesinnungen lesen:

»Langsam wird er wieder katholisch. Gedanklich hatte er sich von seiner Kindheitsreligion seit Jahrzehnten entfernt, vielleicht ist er aber in seiner Seele so etwas geblieben wie ein zeitfremder Katholik des Mittelalters ... Im Grunde, dachte er plötzlich, sehnt er sich nach der puristischen Schönheit des Glaubens, nach dem Zusammenspiel von Gebäuden, Gesängen und Worten, nach einem tridentinischen

Dreiklang aus früher Romanik, Gregorianik und lateinischer Demut.« (Ortheil 1996, 146–148)

Diese Erinnerung in der Lebensmitte, diese selbstkritisch als möglicherweise doch nur »phantastisch zusammengesetzte Ästhetik« (ebd.) durchschaute Sehnsucht ändert ihren Grundcharakter noch einmal, als Ortheil spät Vater zweier Kinder wird. In »Lo und Lu« (2001) schildert er in gleichzeitig liebevoll erzählten und doch selbstironisierenden Einblicken sein Leben mit den Kindern Lotte und Lukas. Im Rahmen dieser Erzählungen und Reflexionen wird sie nun wieder aktuell, die Frage nach Religion: Soll er, der Katholik, seinen nun schon einige Jahre alten Sohn Lu taufen lassen? Geschickt positioniert er die Szenerie: Er sitzt in einer Kneipe im Schatten des Kölner Domes, lässt ein Kölsch nach dem anderen auftragen, unterbricht sich, springt von Erinnerung zu Beobachtungen der Gegenwart, bietet also schon formal bewusst nicht authentische Schilderung, sondern fiktive Stilisierung. Taufe – ja oder nein? Erste Erkenntnis:

»Die Frage nach dem Glauben an Gott ist zunächst nämlich etwas sehr Einfaches, weil Lo und Lu sie längst beantwortet haben. Sie können sich die Erde und den Himmel ohne ein großes, übergeordnetes Wesen, das all das erschaffen hat, gar nicht vorstellen. So wie sie noch an viele Zauberer auf dieser Erde glauben, so glauben sie auch noch ganz selbstverständlich an Gott, von dem sie annehmen, dass er weit oben, in den fernsten Himmeln, lebt und auf seine Schöpfung herabblickt. ›Gott‹ ist also so etwas wie ihre Zauberer-Idee für den Anfang und das Ende, er ist der Name dessen, der immer schon da war und der da sein wird, wenn von uns Lebenden niemand noch die Erde bewohnt. Dieser Zauberer-Glaube ist, wie gesagt, noch sehr einfach, er hat auch nichts mit der Kirche, ihren theologischen Gesetzen und Regeln, zu tun, sondern ist wie ein Instinkt, der Lo und Lu dazu treibt, sich etwas Großes und Wunderbares vorzustellen, das außerhalb unserer Erde existiert, aber dennoch mit ihr verbunden ist.« (Ortheil 2001, 174)

Es bleibt nicht bei der Schilderung dieser Wahrnehmungen des Kinderglaubens. Ortheil wagt den Sprung von gedeuteter Beobachtung zu stilisierter und aus heutiger Sicht reflektierter Erinnerung an die eigenen religiösen Prägungen:

»Auch ich habe doch ganz selbstverständlich damals an Gott geglaubt, der Glaube an Gott hatte sogar etwas sehr Beruhigendes, ich erinnere mich noch daran, wie einfach und beruhigend es zum Beispiel war, Gott von sich zu erzählen, davon, was einen bedrückte, wovor man Angst hatte und wie man sich die Lösung eines Problems mit Gottes Hilfe vorstellte. ... Mein kindlicher Glaube war, wenn ich es richtig betrachte, ein Glaube an Gott, den einen und unteilbaren, es war eine strenge und

einfache Form des Monotheismus, in der es für Jesus Christus, den Sohn, zunächst keinen Platz gab. ... Fast war mir als Kind, denke ich weiter und zögere etwas, ob ich so etwas Ketzerisches wohl denken darf, fast war mir die Jungfrau Maria sogar näher als der eingeborene Sohn, denn neben Gott Vater musste es im Himmel ja unbedingt auch eine Frau geben, eine sehr schöne und gütige ... Das ›Vater unser im Himmel‹ und das ›Gegrüßet seist du, Maria‹ waren also die Ur-Gebete der Kindheit, die im Grunde schon den ganzen magischen Kinderglauben enthielten, mehr Text braucht es eigentlich nicht, der Kinderglaube ist vielmehr im Text dieser beiden Gebete vollkommen einleuchtend zusammengefasst.« (Ortheil 2001, 176–179)

Doch damit nicht genug: Nach dem Sprung von der Beobachtung des Kinderglaubens seiner Kinder hin zur Erinnerung an den eigenen Kinderglauben folgt ein zweiter Sprung: der Sprung hin zu der Frage, was denn aus diesem Kinderglauben geworden ist. Stimmt die aus »Blauer Weg« zitierte Selbstwahrnehmung, er habe sich »von seiner Kindheitsreligion seit Jahrzehnten entfernt«? Plötzlich liest sich die Einschätzung anders:

»Manchmal kommt es mir vor ..., als hätte ich den magischen Kinderglauben in Wahrheit gar nicht verloren, sondern nur für einige Zeit in mir versteckt, jedenfalls habe ich doch nie angenommen, es gebe gar keinen Gott, nein, das nicht. Eher könnte man sagen, dass ich aufgehört habe, an Gott zu denken und mich bei jeder Gelegenheit an ihn zu wenden, obwohl, so ganz stimmt das nicht, denn manchmal brach immer wieder etwas in mir auf und dann habe ich eben doch, aber heimlich, an Gott gedacht und mich an ihn gewendet ... Im Grunde habe ich also mein Leben lang an Gott geglaubt.« (Ortheil 2001, 181)

»Im Grunde habe ich also mein Leben lang an Gott geglaubt« – erstaunliche Sätze in einem Roman des 21. Jahrhunderts, die ungewollt aufzeigen, wie sehr die Kirchen an kulturprägender Kraft in unserer Gesellschaft eingebüßt haben. Ein Schriftsteller, der sich heute so äußert, muss gar nicht mehr befürchten, in ungebührlicher Weise von der Kirche vereinnahmt und dadurch als Künstler desavouiert zu werden, wie dies in früheren Jahrzehnten fast unweigerlich der Fall gewesen wäre, nachzulesen an der Rezeption von so unterschiedlichen Autoren wie Walter Jens oder Luise Rinser. Heute ist weder die Kirche eine die Gegenwartskultur zentral bestimmende Macht, noch stört sich der Literaturbetrieb an derartigen »Bekanntnissen«. Nur konsequent, dass die Szene vor dem Kölner Dom mit dem Entschluss endet, Lu tatsächlich taufen zu lassen. Wo? Nun, wenn Lu schon Jahre zuvor in der Lateran-Basilika in Rom getauft wurde, dann kann es nun nur einen Taufort geben: »nebenan, im Kölner Dom, wo auch ich getauft wurde, gleich nebenan.« (Ebd., 182).

Und noch ein letzter Schritt steht aus: Wenn er seine Kinder schon taufen lässt, so wird Ortheil klar, so macht er uns Lesenden klar, dann braucht es dazu ein zeugnishaftes Vorleben des Glaubens seinerseits. Und ihm reicht dazu als Orientierung eine – biographisch eben katholisch geprägte – »Kurzfassung« des Glaubens, für sie will er einstehen. Ortheils augenzwinkernd-ernsthaft präsentierte »Elementartheologie«:

»Gott Vater, Gott Sohn, Maria und die Gemeinschaft der Heiligen – das genügt, das Sünden- und Schuldspektakel brauche ich dazu nicht und auch nicht die vielen Details der Theologie von der Jungfrauengeburt bis zum Zölibat. Vor allem aber sollte ich mich auf die Reste meines eigenen Glaubens verlassen, denn wie sollte ich Lo und Lu die überzeugende Kurzfassung des Glaubens nahe bringen, ohne selbst daran zu glauben? ... Nein, damit Lo und Lu glauben, was ich sage, muss ich selbst glauben, und ich glaube ja schließlich, ja doch, minutiös habe ich mir in den vergangenen Stunden vorgeführt, dass und wie ich glaube und ab jetzt werde ich es auch laut tun und dazu stehen, so soll es sein, Credo, Alleluja und Amen.« (Ortheil 2001, 183)

Eine wichtige Passage aus einer anderen romanhaften Autobiographie unserer Zeit möchte ich an dieser Stelle anführen, weil sie die Rückerinnerungen um einen wesentlichen weiteren Aspekt ergänzt: um die Erinnerung an die als Kind verspürte einzigartig sinnlich-phantasiebefruchtende Magie religiöser Sprache. Kaum ein deutschsprachiger Roman wurde in den letzten Jahren so kontrovers und heftig diskutiert wie *Ulla Hahns* (*1946) fiktiv umkleidete Autobiographie »Das verborgene Wort«, wie »Lo und Lu« im Jahr 2001 erschienen. Die Autorin, bis dahin vor allem als vielfach preisgekrönte Lyrikerin bekannt geworden, schildert hier in narrativer Verfremdung ihre Kindheit und Jugend im rheinischen Monheim. Feinfühlig wie in kaum einem Werk davor wird hier das Aufwachsen im Nachkriegsdeutschland in einem kleinbürgerlich-katholischen Milieu beschrieben. Zwei zentrale Momente kennzeichnen das Aufwachsen von »Hildegard Palm« – so der Name des Mädchens im Buch. Zum einen die besondere Rolle der Sprache: Über Sprache beginnt sich Hildegard aus ihrem als repressiv erlebten Milieu zu lösen; über Lesen und Schreiben formt sich ihre Subjektwerdung. Selten zuvor hat ein Roman diesen Prozess in so genauer Schilderung nachgezeichnet.

Für unsere Fragestellung zentral: Sprache ist eng geknüpft an Religion. Im Bereich der Kirche – die sehr wohl kritisch betrachtet, alles andere als idealisiert, in aller Differenziertheit durchleuchtet wird – findet Hildegard Anregung, Stütze, Förderung. Gerade die Sprache der Bibel fördert den benannten Wachstumsprozess. Wie folgt schildert die Erzählerin den speziellen Reiz der Bibellek-

türe. Was war das Besondere der Bibel im Vergleich mit den anderen faszinierenden Lesestoffen der Kindheit? Zunächst nichts: »Es waren nicht die Geschichten, die Hexer, Holmes und Märchen den Rang abliefen. Erkannte Jesus, dass die Tochter des trauernden Vaters nur schlief, lag der Fall wie bei Schneewittchen. Scheintot. ... Jesus verwandelte Wasser in Wein, mit fünf Broten und zwei Fischen machte er fünftausend Menschen satt; ›Tischlein, deck dich‹, sagte das Schneiderlein; Sterntaler regnete es Geld ins Hemd, und die Müllerstochter spann Stroh zu Geld.« Nein, nicht der Inhalt macht das Besondere aus, sondern die Form, die Magie der hier eben einzigartigen Sprache. Hahn fährt fort: »Die Geschichten waren es nicht. Es waren die Sätze. ›Ich bin das Brot der Welt‹, sagte Jesus. ›Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben‹. ›Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben‹. ... Wo immer ich das Buch aufschlug, seine Wörter und Sätze waren schön und geheimnisvoll, voller Zauber und Kraft« (Hahn 2001, 88). Dieser Zauber, diese Kraft, diese »schiere Magie« haben nicht nur das Heranwachsen und die Subjektwerdung der Romanheldin maßgeblich beeinflusst, sondern auch das lyrische Werk der Autorin Ulla Hahn. Immer wieder wird sie in ihren späteren Gedichtbänden gerade biblisches Sprachmaterial kreativ nutzen und für eigene Zwecke transformieren.

2 »Zauberer-Glaube« im Kontext von entwicklungspsychologischen Stufenmodellen

Hanns-Josef Ortheil ist promovierter Germanist, außerdem Professor für kreatives Schreiben an der Universität Hildesheim. Debatten über Kindertheologie oder ganz allgemein religionspädagogische Diskurse werden ihm fremd sein. Wenn also im Folgenden die geschilderte literarische Szene aus »Lo und Lu« religionspädagogisch gedeutet wird, dann nicht, um damit den möglichen Intentionen des Verfassers nachzuspüren. Vielmehr geht es um rezeptionsästhetisch ausgerichtete Beobachtungen und Assoziationen, die eher als »strukturelle Analogien« oder »produktive Kollisionen« (Dietmar Mieth) zu verstehen sind.

Erste Beobachtung

Ortheil spricht durchgehend vom *Kinderglauben*. Diesen Glauben nimmt er sowohl bei sich selbst als auch bei seinen Kindern ganz ernst und spricht ihm konstruktive Kreativität zu. Den Begriff »Theologie« würde er dafür jedoch nicht verwenden, vor allem, weil für ihn mit »Theologie« all das sekundäre systematisierend-künstliche Gedankengebäude verbunden zu sein scheint, das den

primär vorhandenen Glauben eher belastet und erschwert. Ein möglicher Fingerzeig des Literaten für die religionspädagogische Diskussion: Überfrachtet der Begriff der *Kindertheologie* nicht das Gemeinte? Verweist der Begriff »Theologie« nicht doch auf einen wissenschaftlichen Abstraktions- und Systematisierungsgrad, der im Blick auf den *Kinderglauben* gerade nicht gemeint ist? Strahlt der Begriff »Kindertheologie« also gegen die Intention der Aufwertung eine suggestiv-emotionale Abwertung aus? Vielleicht wäre dieser Begriff der ehrlichere und ideologisch weniger belastete: »Kinderglaube« als Verweis auf die kreativen, in sich berechtigten und für sich stimmigen religiösen Selbst- und Weltdeutungspotenziale von Kindern.

Zweite Beobachtung

Von James W. Fowler wird Ortheil noch nichts gehört haben. Umso verblüffender, inwieweit die Schilderungen des kindlichen Gottesglaubens mit den Fowler'schen Charakterisierungen der »Stufen des Glaubens« übereinstimmen. Die meisten Kinder im Alter von Lo und Lu befinden sich ja – laut Fowler – auf der Stufe des »mythisch-wörtlichen Glaubens«, der sich dadurch auszeichnet, dass »der Mensch anfängt, für sich selbst die ›storys‹, Glaubensinhalte und Regeln zu übernehmen, die seine Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft symbolisieren«. Die Deutung von Erzählungen zeichne sich dabei durch »wörtliche Interpretation« aus, auch Symbole werden »eindimensional und wörtlich verstanden«, es geht um eine »lineare, narrative Konstruktion von Kohärenz und Sinn« (Fowler 2000, 166). Selbst wenn Fowlers Vorgaben heute kritisch und differenziert falsifiziert werden müssen, so sprechen Ortheils Schilderungen für die grundsätzliche Stimmigkeit zumindest im Blick auf diese Stufe, gekennzeichnet durch

- die Entwicklung von »Storys« als narrative Grunderklärungsmuster;
- die wortwörtliche Deutung dieser Storys im Blick auf den »Zaubererglaube«, der magisch-mystisch bleiben darf und muss;
- die Faszination für eine überlieferte Sprache, die in ihrer rauschhaften Sinnlichkeit im Letzten genau so geheimnisvoll bleiben darf, wie die damit bezeichneten Inhalte;
- die Absage an die symbolisch-kognitive Auflösung von magisch in sich stimmigen Urgebeten in gedeutete, erklärte, dadurch entzauberte Texte;
- die Ausblendung von nicht »story-fähigen« Denkstrukturen, die sich der narrativen Stimmigkeit und Konstruktion versagen – wie der gesamte Komplex der so genannten »Heilsgeschichte«;
- schließlich die außerordentliche »Fähigkeit zur und das Interesse an der Erzählung« (ebd., 152).

In der literarisch stilisierten Selbstdeutung Ortheils wird freilich eine mögliche Nuancenverschiebung zu den gängigen Modellen entwicklungspsychologischer Stufentheorien deutlich. Ortheil betont die Langzeitwirkung und Kontinuität des Kinderglaubens, den man eben doch nicht einfach ablegen kann. Selbst wenn sich das grundsätzliche Bewusstsein Stufe um Stufe weiter entwickeln mag: die kindlich geprägten Urbilder behalten ihre Wirksamkeit. Er wird »wieder katholisch«, so die selbstironische Beschreibung des literarischen Spiegelbildes; in seiner Seele ist er »so etwas *geblieben*« wie ein zeitfremder Katholik. Vielleicht kann man also doch beides gleichzeitig sein: ein aufgeklärter Erwachsener und Intellektueller auf der Stufe des »verbindenden Glaubens« und in einer anderen Bewusstseinsschicht »mythisch-wörtlich« Glaubender? Wäre das gerade ein Beleg für jene »zweite Naivität«, jene »ironische Imagination« des Erwachsenen mittleren Alters, also die »Fähigkeit, die mächtigsten Sinngehalte der eigenen Person oder der Gruppe relativ zu sehen und in ihnen zu leben, aber gleichzeitig zu erkennen, dass sie relativ, partiell sind und die transzendente Realität nur mit unvermeidlicher Verzerrung begreifen« (ebd., 216)? Provokativ weiter gedacht und ausformuliert: Wären dann alle dogmatisierenden Theologumena nur Hilfskonstrukte auf der Ebene eines »individuierend-reflektierenden Glaubens«, die letztlich nur den biographischen Bogen zwischen Kinderglauben und zweiter Naivität, zwischen mythisch-wörtlichem Glauben und verbindendem Glauben schließen?

Dritte Beobachtung

Gegen jegliche – von den Protagonisten dieser Idee auch nicht propagierte, aber irrtümlich mögliche – Annahme, Kindertheologie/-glaube erwachse allein aus den Kindern selbst, wird bei Ortheil deutlich differenziert: Zwar sind Kinder kreative Konstrukteure ihrer eigenen Wirklichkeit, zwar kennzeichnet er die Grundlage des Kinderglauben als »*Instinkt*, der Lo und Lu dazu treibt, sich etwas Großes und Wunderbares vorzustellen, das außerhalb unserer Erde existiert«, dieser religiösen Offenheit entspricht aber an keiner Stelle die Fähigkeit, selbst eigene Bilder aus sich heraus zu erfinden oder sozusagen »natürlich« hervorzubringen. Die Übereinstimmung mit Aussagen führender Befürworter der Kindertheologie ist erneut verblüffend: Kinder brauchen »*Storys*«, in ihren Augen und Herzen stimmige Deute-Erzählungen, die sie sich je nach Bedarf und Fähigkeit selbst neu zusammenbauen und abändern. Das Anbieten dieser »*Storys*« ist aber Sache der Eltern oder anderer Sozialisationsinstanzen. Kindertheologie zu unterstützen heißt also gerade nicht, darauf zu vertrauen, dass Kinder für sich selbst und aus sich selbst heraus Welterklärungserzählungen entwickeln. Vielmehr geht es darum, ihnen – für einen selbst überzeugende – Erzählungen anzubieten und zu zeigen wie man damit lebt, im Wissen, dass solche Angebote

individuell aufgenommen und transformiert werden. Religionspädagogisch wäre eine weitere Erforschung dieser dynamischen Spannungsprozesse reizvoll: zwischen Angebot und Aneignung, zwischen dem Erforschen von Kindertheologie und den Möglichkeiten des Vorbildlernens; auf anderer Ebene: zwischen dem Vertrauen auf die Konstruktionsfähigkeit der Heranwachsenden »von unten« und dem Setzen von Bildungsstandards auch im Bereich des religiösen Lernens »von oben«.

Abschließende Beobachtung

Ungewollt verweist Ortheil auf ein grundsätzliches Problem von »Kindertheologie«. In einer Seitenbemerkung fällt ihm auf, wie sehr »Los und Lus kindlicher Glaube an Gott meinem eigenen kindlichen Glauben sehr ähnlich ist« (Ortheil 2001, 177f). Möglich, dass er richtig beobachtet; genau so gut möglich aber auch, dass ihm zur Wahrnehmung nur das eigen-erinnerte Raster zur Verfügung steht und er deshalb Bekanntes wieder zu finden glaubt. Sei das im Blick auf Lu und Lo, wie es sei: die implizite Warnung scheint mir zentral, als Beobachter, Beschreiber und Bewerter von »Kindertheologie« den eigenen Beschreibungsmustern erst einmal zu misstrauen. Bekanntes wieder zu finden ist sicherlich leichter als Ungewohntes und Neues zu entdecken.

3 »Ab jetzt werde ich dazu stehen« – Arbeiten mit literarischen Texten zum Kinderglauben

Religionsdidaktisch nachgefragt: Welche Chancen und Möglichkeiten bietet der Einsatz solcher literarischen Texte (vgl. Langenhorst 2003, 18–24) über Kinderglauben in konkreten Lernprozessen in Religionsunterricht oder Erwachsenenbildung? Sie bieten sich zunächst methodisch bestens als Lese- oder Vorlesetexte an, wobei eine Kürzung allein auf Aussagepassagen vermieden werden sollte, weil dadurch der ironisierende, spielerische und literarisch verkleidende Charakter verloren ginge. Ergänzen lassen sich die Passagen aus den genannten Romanen um ausgewählte Ausschnitte aus anderen literarischen Werken, die in thematisch zentrierten Anthologien bestens ausgewählt zur Verfügung stehen (vgl. Jooß/Ross 1988; U./R. Schuster 2003).

Die Wahrnehmung schärfen

Die Passage über den heute beobachteten Kinderglauben kann ältere Jugendliche wie Erwachsene aller Altersstufen dazu einladen, die eigenen Wahrnehmungen zu schärfen: Wie nehmen wir die Glaubensbereitschaft und Glaubensinhalte von Heranwachsenden wahr: der jüngeren Geschwister, Kinder, Enkel? Welche »Storys« – über St. Martin, Christkind, Weltentstehung, Sterblichkeit oder den »Gottessohn« Jesus – bieten wir ihnen an und wie werden diese aufgenommen? Welchen Erzählmustern müssen »Storys« genügen, um als stimmig übernommen zu werden? Enthalten diese Geschichten – ohne alle künstliche Anbiederung an esoterische oder neomythische Zeitströmungsliteratur – das rechte Maß an »Sprachmagie«, um die Phantasie anzusprechen? Welche Inhalte sind als nicht kindgerecht in dieser Phase abzulehnen? Wie müssen wir den lebensrelevanten Umgang mit den »Storys« vorleben, um glaubwürdig zu sein?

Selbstbesinnung

Die Passagen über die Rückerinnerung an den eigenen Kinderglauben zielen eher auf die Selbstbesinnung: Anhand von Ortheils »Vorbild-Text« können sich ältere Jugendliche und Erwachsene selbst zurückzuerinnern versuchen: Was war denn die eigene »kindliche Elementartheologie«? Was davon würde man heute noch für sich gelten lassen? Welche Entwicklungen hat der eigene Glaube vollzogen? Wo sind – nach eigener Wahrnehmung – Brüche, Sprünge erkennbar? Welche ganz persönliche »Elementartheologie« würde man – wenn man es könnte – den Kindern heute weitergeben, zumindest anbieten wollen?

Die Beschäftigung mit Kinderglaube oder Kindertheologie erfolgt so unter mindestens zwei Zielrichtungen: zum einen mit dem Ziel, Kinder angemessener verstehen zu lernen, sie besser als Subjekte religiösen Lernens gelten zu lassen und religiöse Lernprozesse auf ihre Situation passgenauer abstimmen zu können; zum zweiten aber, um sich selbst, um den Erwachsenenglauben und die Erwachsenentheologie im Spiegel der Vorgaben besser verstehen zu lernen und im Spannungsbogen der biographischen Entwicklungen neu prozesshaft sichtbar zu machen. Daran – hier schließe ich mich Anton A. Bucher an – gilt es »weiterzuarbeiten, nicht nur in der (empirischen) Forschung, sondern primär im religionspädagogischen Alltag« (Bucher 2002, 27). Literarische Texte können dazu – bislang zu Unrecht nur wenig betrachtete – Hilfen bereitstellen.

Literatur

- Bucher, Anton A./Büttner, Gerhard/Freudenberger-Lötz, Petra u.a. (Hg.): »Mittendrin ist Gott«. Kinder denken über Gott, Leben und Tod. Jahrbuch für Kindertheologie, Bd. 1, Stuttgart 2002.*
- Fowler, James W.: Die Stufen des Glaubens. Die Psychologie der menschlichen Entwicklung und die Suche nach dem Sinn, 1981, Gütersloh 2000.*
- Hahn, Ulla: Das verborgene Wort. Roman, München 2001.*
- Hilger, Georg/Rothgangel, Martin: Wahrnehmungsschulung für »Gottesbilder« von Kindern. Ein Werkstattbericht aus der Lehrerbildung, in: Fischer, Dietlind/Schöll, Albrecht (Hg.): Religiöse Vorstellungen bilden. Erkundungen zur Religion von Kindern, Münster 2000, 263–279.*
- Hilger, Georg: Ästhetisches Lernen, in: ders./Leimgruber, Stephan/Ziebertz, Hans-Georg: Religionsdidaktik. Ein Leitfaden für Studium, Ausbildung und Beruf. München 2001, 305–318.*
- Jooß, Erich/Ross, Werner (Hg.): Katholische Kindheit. Literarische Zeugnisse, Freiburg/Basel/Wien 1988.*
- Langenhorst, Georg: Neue Unbefangenheit. Religion und Gottesfrage bei SchriftstellerInnen der Gegenwart, in: Herder Korrespondenz 56 (2002) 227–232.*
- Ders.: Gedichte zur Gottesfrage. Texte – Interpretationen – Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde, München 2003.*
- Ortheil, Hanns-Josef: Blauer Weg, München 1996.*
- Ders.: Lo und Lu. Roman eines Vaters, München 2001.*
- Schuster, Ulrike/Schuster Robert (Hg.): Erzählte Kindheit in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Ein Lesebuch, Stuttgart 2003.*